

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 13

Artikel: Das Menschlein Matthias : Roman [12. Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS MENSCHLEIN MATTHIAS

Roman von Paul Hey

Verlag Rascher & Cie., Zürich

12. Fortsetzung

An diesem Tage fühlte sie sich wirklich in ihrer übermächtigen Not bis an den Rand der Verzweiflung getrieben, kaum mehr fähig, den geschäftlichen Vorkommnissen ordentlich standzuhalten. Es hatte sogar bereits einen scharfen Zusammenstoß zwischen ihr und der ersten Ausrüsterin gegeben, bei dem sich Brigitte gegen ihre sonstige bescheidene Art zu überheblicher Betonung ihrer Selbständigkeit hinreißen ließ und die „Erste“ fast handgreiflich zum Musterzimmer hinausjagte. Der Vorfall wurde dem Amerikaner gemeldet und das Musterfräulein mit einem beschämenden Verweis bedacht, der sie vollends aus dem Häuschen brachte. Niedergeschmettert entgegnete sie, wenn es so stehe, wolle sie lieber gleich „für ganz“ Feierabend machen, worauf der junge Prinzipal noch erheblich kälter zurückgab: „Wie's Ihnen beliebt!“

So war sie schon mehrmals aus Verstiegenheiten der Einbildung abgestürzt und mit blutender Seele liegen geblieben. Seit jener Mittagstunde, in welcher der Zeichner nach ihrer festen Ueberzeugung um ihre Hand anhielt, kannte sich Brigitte Böhi selbst nicht mehr. Darüber waren schon einige Wochen verfloßen. Sie glaubte mit Fug, sich gewissenhaft prüfen zu müssen, denn der überraschende Antrag hatte ihren Lebtag zersprengt, aus dem Geleise geworfen. Zuerst war sie in einem Gefühl wilden Triumphes zu ihrem Schwager gelaufen, der die Nachricht zwar mit gebührendem Zweifel aufnahm, dann aber die Vorteile einer solchen Heirat und Verwandtschaft erwog und der Verwirrten energisch zusprach, trotzdem er kurz vorher noch seinem derben Genossen Semperle das Wort geredet hatte.

Eitel gemacht, legte sie sich im Geist bereits den Namen Madame Oberholzer bei, belauschte den Klang, erprobte sein Gewicht, indem sie ihn

mit anderen verglich; sie stellte sich den Meid, die Aufregung der Bleichemädchen vor, besonders am Tage der Hochzeit, wenn sie im weißen Seidenkleid und Schleier durch die spaltbildende Neugier zur Kirche fuhr. Welch eine Erhebung aus jahrelanger Schmach! Und was nicht noch mehr? Wurde nicht vor aller Augen die Gerechtigkeit ihrer Sache erwiesen und fiel nicht, weit über den Tag hinaus, ein Licht auf all die Entwürdigten ihres Geschlechts, die für immer im Schatten leben sollten, weil sie einmal in der Sonne zu warm geworden waren!

Dieser Hochmut ließ die Ärmste lange nicht los. Sie schuf in der Phantasie unermüdlich neue Bilder der Genugtuung und steigerte ihr Selbstgefühl so hoch, daß sie insgeheim schon mit den vornehmsten Bürgerfrauen verkehrte. Ob sie das auch in Wirklichkeit vermochte? So schüchtern war sie ja längst nicht mehr, sie hatte nicht umsonst den Umgang mit großen Bleicheherren genossen. Und wenn auch für eine schlechte Tagelöhnerin viel Mut dazu gehörte, es von heut auf morgen etwa einer Stadträtin gleichzutun, sie wollte sich gewiß redliche Mühe geben, damit ihr Mann sich ihrer niemals und nirgends zu schämen brauchte. Schon damals hatte sie das ihr bezeichnete Haus in Horn in Augenschein genommen und Stunden damit verbracht, wie es ungefähr einzurichten wäre. Eines eigenen Hauses freie Walterin, Erwählte eines berühmten Mannes und glückliche Mutter, die das geliebte Kind in lauter Freude baden, gedankenvoll aufwärts leiten konnte... was gab es noch Höheres auf Erden? Oh, wie mußte sie nun dem Himmel danken, der ihr die Kraft gab, sich selber treu zu bleiben, ihren Wert durch alle Anfechtungen des Leibes und der Seele zu bewahren! War sie je gefallen, so hatte sie sich durch bitteres Versagen wieder erhoben, Zeugnis abgelegt von Selbstbe-

herrschaft, Opfermut, Mutterliebe Wenige Tage, Wochen nur noch, dann durfte niemand mehr mit Fingern auf sie zeigen, war ihr Name wieder makellos, die Ehre dieser Welt gerettet.

So fieberte es in ihrem Hirn durch Nacht und Tag, im Traum und Wachen.

Aber bald traten Schattenbilder hervor, erst nur Besorgnisse, die den Ernst des Antrags betrafen. Wohl konnte sie den Augenblick des Versprechens zu jeder Zeit heraufbeschwören und nachfühlen, daß die damaligen Worte des Zeichners einer wahrhaften Quelle entsprangen. Gewiß, ihre Not und Einsamkeit, an der er doch die größte Schuld trug, war ihm zu Herzen gegangen. Ob aber die edle Regung standhielt im Wirbel seiner Launen, seiner leichtsinnigen Gesplogheiten? Brigitte hatte ihm seither nicht wieder Aug' in Aug' gegenübergestanden, sich auch gar nicht getraut, eine zweite Begegnung herbeizuführen oder ihn brieflich zu fragen, wie er seine Absicht wahr machen wolle. Das schwerwiegende Wort lag scheinbar zwischen ihnen wie ein Stück Leben, das der Nahrung entbehrt, langsam hinsiecht und endlich schwindet, als sei es nie gewesen. Wie mochte sie dem trauen, der sie schon einmal schmähslich betrog? —

Zulezt kamen die schmerzlichsten Zweifel: sie zerstörten die Illusionen einer glücklichen Ehe. Hatte sie denn vergessen, wie der Mann beschaffen war, dem sie Gefährtin sein wollte? Er, ein Spieler und Trinker, im Sumpf alt geworden, vom Jähzorn besessen, sollte die Hand auf sie und ihr Kind legen? Wer bürgte ihr denn dafür, daß er diesem ein liebevoller, achtenswerter Vater werden mochte? Das Gegenteil konnte eintreffen. Matthias, der heute schon im Banne des seltsamen Mannes stand, mußte vielleicht Zeuge häßlicher Szenen sein, den Vater als lärmenden, gewalttätigen Trunkenbold kennen lernen und dabei selber unheilbaren Schaden nehmen. Davor konnte sie das Kind nicht bewahren. Sie war ja zu schwach, ihr eigen Gut und Blut vor den Streichen des Mannes zu schützen, der niemals Achtung noch Liebe zum Nächsten kannte. Nur kindische Vermessenheit durfte sich die Kraft zutrauen, solch eine verlotterte Seele zu retten, guten Werken zuzuführen, ohne daß sie

ein tödliches Grauen vor der eigenen Vergangenheit erfaßte . . .

Nein, doppeltes, dreifaches Verderben lauerte in dieser Ehe, zu der sie aus Eitelkeit und Ehrsucht die Hand bieten wollte! Dieser Mann konnte sie auch nicht „ehrlich“ machen dadurch, daß er von Rechts wegen Gatte und Vater hieß.

Im Ansturm solcher Gedanken vergaß sie den Titel Madame, den Hochzeitswagen, das Haus zur „Sommerau“ und den blinden Neid der Bleicherinnen. Durch Nacht und Tag, im Traum und Wachen aber wechselten die Bilder von Ja und Nein, ihre Seele war mit Krieg überzogen, der mühsam errungene Friede, die Saat schlichter Selbstbescheidung vernichtet. —

Kurz vor dem ersehnten Feierabendzeichen kam der Dessinateur in den großen Saal, um den wetterkundigen Mister Green zu befragen, der gerade am Fenster stand und auf den Friedhof hinüberblickte. Seit einigen Tagen hatte er dort unten auch ein Grab, das ihn anging — ihn und alle seine Untergebenen. Es gehörte dem jugendlichen Fergger Flotsch, der, ein Opfer der geliebten Berge, seine waghalsige Klettersucht mit dem Leben bezahlen mußte. Der Chef hatte den Gefährten, die Abteilung ihren Spaßmacher verloren, der es so trefflich verstand, diesen Sklavenzwinger in eine Arena der Heiterkeit zu verwandeln. Mister Green brauchte jetzt vor keinem Schabernack mehr auf der Hut zu sein, keine Brandrede auf „diese elende grüne Dummejungestreiche“ mehr zu halten; es fand keine „Speisung der Fünftausend“ mit fliegenden Wurstscheiben mehr statt, der Würde des Chefs wurde kein Bein mehr gestellt — allein der Segen dieser Botmäßigkeit war gering. Das merkten die lachsfüchtigen Mädchen auch, wenn sie den brummigen „Mischer“ so wehmütig am Fenster stehen sahen, als müßte er seinem Freund und Widersacher im Grab eine Brücke zum Leben bauen. Dann unterdrückten sie ihr Gefäch und teilten seine Trauer um das verstummte lustige Flötschen.

Herr Oberholzer klopfte ihm von hinten auf die Schulter, wovon Mister Green erschrak, als hätte ihn wirklich ein Toter berührt. Offensichtlich war er schwer enttäuscht, statt dessen nur den lebenden Dessinateur zu erblicken. Er sagte un-

höflich genug, seinetwegen möge es den kommenden Tag Katzen hageln und den ganzen Festzauber in den See schwimmen. Darauf entspann sich zwischen ihnen der übliche Wettstreit über englische und schweizerische Narrheiten. Der gekränkte Eidgenosse hieß die Engländer aufgedunsene Pfeffersäcke, denen wohl bald einmal die Nähte plazen würden, während Mister Green die Schweizer ebenso zartfühlend die „Stallknechte von Europa“ benamste. Vom Allgemeinen kamen sie bald ins Persönliche. Auf die freundliche Einladung des Zeichners, baldmöglichst das Bündel zu schnüren, den ekelhaften Whisky lieber drüben zu saufen, erwiderte Mister Green, er warte nur noch auf Oberholzers Hochzeit, von der jetzt so viel gesprochen werde: diesen königlichen Spaß möchte er sich nicht entgehen lassen. Damit hatte er die Lacherinnen auf seiner Seite.

Der Dessinateur, dem es schon lang in Händen und Füßen gramsetzte, spitzte unheimlich die Ohren, stieß eine sackgrobe Verwünschung auf das dumme Weibszgücht aus und verschwand wutschnaubend in seinem Käfig. Das Blut stieg ihm verheerend ins Hirn, als er auf den Verdacht kam, die Jungfer im Musterzimmer könnte das elende Gewäsch aufgebracht haben. Wer anders denn? Ein Zweifel war einfach ausgeschlossen.

Sie hatte sich demnach frech mit einem Heiratsversprechen gebrüstet, ihn vor aller Welt bereits an den Wagen gespannt, um ihm so, ganz durchtrieben, den Pfaffensegnen abzulisten. In seinem Junggesellendünkel sah er darin die ärgste, ihm je widerfahrene Schmach. Nicht von fern zog er den guten Glauben der Schwägerin in Betracht; seine Gedanken waren nur noch auf eine zünftige Abfuhr gerichtet.

Dieser Zwischenfall blieb Brigitte Böhi verborgen. Als es sieben schlug, machte sie sich schnell auf den Weg nach Hause, ohnehin genugsam geduckt durch das Zerwürfniß mit der „Ersten“ und den scharfen Verweis des Prinzipals, der ihr schier das Herz abdrückte. Wie übel hatte ihr da die Leidenschaft, der Hochmut mitgespielt.

Den Zurüstungen zum Feste, die ihr unwillkürlich ins Auge fielen, schenkte sie keine Beachtung, ihr Sinn hing nicht mehr an Flaggen und Kranzgewinden. Nun empfand sie es sogar als

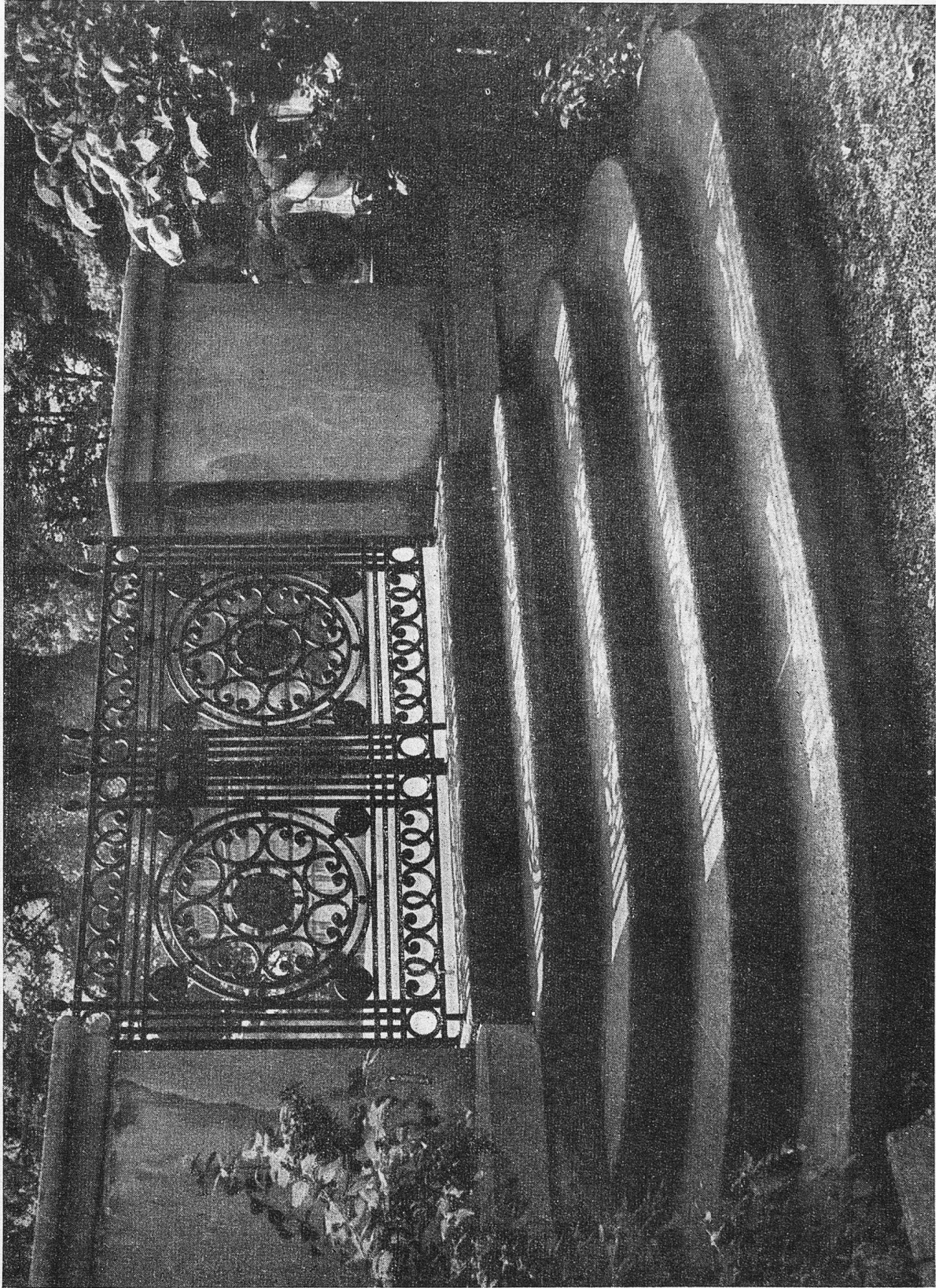
eine Last, daß morgen die Schwester mit den Kindern nach Treustadt kommen wollte, um, wie sie versöhnlich schrieb, bei dem großen Augenschmaus wieder einmal den lieben Matthiesle zu betrachten, nach dem auch ihre Kinder das Heimweh hätten. Der sanfte Brief ließ durchblicken, daß Brigittas glänzende Aussichten bereits bis zum Supf gedrungen waren und dort ganz besonders aufklärend gewirkt hatten. Versteht sich, eine eigenhäufige, seidengefütterte Madame Oberholzer, die jeden Tag mehr Fünffränkler aus der Schatulle greifen konnte als die Wirtin zum Supf Eier aus dem Mist, wollte gehätschelt sein, und wenn sie zehnmal Schwester hieß!

Brigitte begriff den Wandel des schwesterlichen Herzens. Der Liebeskraftmesser schnellte in die Höhe, der Schandfleck schien getilgt. Wieso? Noch war ja kein Geldsack darauf gefallen. Und mit der „glänzenden Aussicht“ schrumpfte dann Achtung wie Liebe wieder zusammen zu einem matten Feuerlein, daran man kaum die Füße wärmen mochte.

Im Gehen warf sie das alles weit von sich, es taugte nichts, konnte ihre Liebe nur ablenken von dem einzigen Wesen, dem sie zukam.

Matthias erwartete die Mutter in aller Gemütsruhe. Er hatte zwar den ganzen Regentag einsam in der Stube zubringen müssen. Das war bei weitem nicht so vergnüglich, als mit dem Vater auf den Fischfang zu ziehen.

Aber auf die Frage, ob ihm die Zeit lang geworden sei, schüttelte er verneinend den Kopf. Es gab jetzt so viel zu sinnieren. Stundenlang konnte er von der Erinnerung zehren und Pläne schmieden, weil fast jeder Tag neues, wichtiges Erleben brachte. Um es für alle Zeiten festzuhalten, hatte er ein Bilderbuch zu malen begonnen, die Bleiche, die Schifflande, die Hafenmauer, den Leuchtturm, das Fischerboot, den Vater mit der Angelrute anschaulich aufgezeichnet und mit kühnen Farben ausgestaffiert. Wo die Bildkraft nicht ausreichte, kam das geschriebene Wort dem Verständnis zu Hilfe. So waren verschiedene Sorten Fische und Schmetterlinge dargestellt und glücklicherweise durch Unterschriften gekennzeichnet; auf der Hafenmauer gab es ein menschenähnliches Wesen in kniender Stellung: das war aber keineswegs der Angstmeier Matthias, son-



Gartentor an der Künstlergasse in Zürich

Foto N. Viazzoli, Zürich

dem der Better Konrad vom Supf als furcht-
samer, neidischer Zuschauer, ein bedauernswerter
zurückgebliebener Tropf, der nirgends dabei sein
durfte und alle Tyrannenmacht eingebüßt hatte.
Auch die Wasgotte war da verewigt: sie machte
fürchterliche Augen, weil ihr Matthias einen Rie-
senhecht überreichte, vor dem sich die kleine Frida
hinter dem Rock der Mutter verstecken mußte.
In allen diesen Darstellungen kam aber als über-
ragende Erscheinung der Vater mit seinen schön-
en Attributen vor, während die Mutter nur
einmal ganz unscheinbar an einem Fenster der
Bleiche auftauchte.

Brigitte betrachtete das kindliche Spiel mit
bitterer Eifersucht. Es verriet ihr, trotz der Harm-
losigkeit, deutlich genug, was die Seele des Kna-
ben am tiefsten bewegte. Uner schöpflich war Mat-
thias in Fragen, die den Vater betrafen, und
jedes Wort, das dieser an den Kleinen wandte,
bewahrte der treulich im Gedächtnis. Ach, wie
beglückt fabelte er der Mutter von den Boots-
fahrten vor, zu denen sie nur mit Jaudern und
Schaudern ihre Einwilligung gab. Die abendlichen
Spaziergänge am Seeufer oder nach St. Anna-
schloß am Berge, zu denen er sie ehedem drängte,
galten ihm nicht mehr viel. Sie konnte ihn fast
nur noch mit Leckerbissen beglücken und gefügig
machen. Wie durfte das denn in Gottes Namen
geschehen! Was mußte sie tun, um zu verhüten,
daß ihr sein Herz gänzlich entrissen wurde? Ihr
Kind, ihr einziges, alleiniges Eigentum! Sie war

schon oft in die Knie gesunken und hatte beten
gelernt, ohne jedoch einen rechten Trost dabei zu
finden.

Matthias entzog sich mehr und mehr ihren
Zärtlichkeiten, nach denen er auf dem Berg stets
ein so inniges Verlangen trug. Viel zu aufgeregt,
furchtsam warb sie jetzt um seine Liebe, sie küßte
ihn minutenlang auf den Mund, bis ihm der
Atem ausging, sie drückte ihn verzweifelt an ihre
Brust und weinte dazu, so daß es ihm angst und
bange wurde. Auch sonst befremdete ihn ihr Ge-
baren. Sie saß oft so gedankenverloren vor ihrer
Hausarbeit, sperrte unwissentlich Mund und Au-
gen auf, seufzte oder sprach vor sich hin und be-
gann dann plötzlich wieder auf Tod und Leben zu
nähen. Des Nachts konnte sie erst recht nicht zur
Ruhe kommen. Er hörte ihr Stöhnen im Halb-
schlummer oder wachte auf von den Bewegun-
gen ihres friedlosen Körpers. Darum sehnte er
sich nach einem eigenen Bett, das ihm doch nur
der Vater geben konnte. Der besaß uner schöpf-
liche Schätze. Sogar ein Haus konnte er kaufen.
Mit Wohlgefallen holte Matthias alle Nasen-
lang ein Schmetterlingsnetz sowie eine Botani-
sirtrommel hervor, die ihm der Vater kürzlich
geschenkt hatte. — Reich, stark und lustig war
dieser, die Mutter dagegen arm, schwach und
traurig. Sie hatte wenig zu befehlen, und selten
nahm ein Großer den Hut vor ihr ab.

(Fortsetzung folgt.)

Passion

Julie Weidenmann

Gekreuzigter! Hoch ragst du auf in mir.
Dein Antlitz neigt sich stumm in Qual und Not.
Ich bin dein Golgatha, dein Kreuzestod;
mein armes Leben blutet weh aus dir.

Du stirbst um mich. Ein Sterben tausendfach.
Ich schlug dich selbst ans harte Marterholz.
Ich hasste Dulden, liebte eignen Stolz,
bis sich mein tiefstes Wesen an dir brach.

Nun flamme, Kreuz! Durchschüttere mich, du Licht!
Gekreuzigter, ich schreite deinen Gang.
Und wie ich dich erlebe, abgrundbang,
schau ich erlöst dein ewig Angesicht.